

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 123 (1997)

Heft: 7

Artikel: Hunde, wollt ihr ewig mehr?

Autor: Feldman, Frank

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-599171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hunde, wollt Ihr ewig mehr?

Die Bäume standen nicht griesgrämig herum an diesem Morgen, und zahllose Knospen lachten die vorbeieilenden Menschen keck an. Ein arg gestresster Mensch mit etlichen Tausendern zu viel auf dem Anlagekonto kam müden Schrittes zu seiner Basler Bank und klagte dem Anlageberater sein Leid. «Was raten Sie mir?» fragte er schwer atmend. – «Wollen Sie meine ehrliche Meinung hören?» fragte der. «Ja, das will ich», sagte der arg Geplagte. – «Leisten Sie sich mal was Schönes. Zu mir kommen Millionäre, die sich mühsam herschleppen, weil sie meinen, das Geld fürs Taxi sparen zu müssen. Fangen Sie an zu leben. Ja, leben Sie. Für wen wollen Sie Ihr Geld aufbewahren? Lachen Sie mehr und geniessen Sie, was Sie haben.» So geschehen und gesagt anno 1997. Natürlich wundert Sie das. Vielleicht dachte der Anlageberater an jene alte Geschichte, die von einem Juden berichtet, der eine Erbschaft gemacht hatte und einen Rabbiner fragte, wie er das Geld anlegen könne. «Handle mit Mehl und Brettern», empfahl der Gottesmann. «Die Lebenden brauchen Nahrung und die Toten Särge.» Nach einem Jahr war der Jude pleite. «Wie ist das möglich?» fragte der Rabbi. Der Mann faltete die Hände. «In dieser Stadt und nicht nur hier», sagte er, «leben die Menschen nicht, sie sterben aber auch nicht. Sie drehen sich nur so herum.» Und in der Tat: Ist es nicht so, dass unzählige es ihnen gleich tun? Sie meinen zu leben, tun es aber nicht.

Wir lassen uns unterwegs von der Sucht zerfressen, die uns zu dumm nachschwäzenden Puppen werden lässt.

«Das Leben», meint Alfred Polgar, «ist oft so ermüdend, weil wir es wie Roman-Schmieranten in die Breite ziehen und weil wir das Getue nicht kürzen und selten wässrigen Inhalt nicht zu komprimieren verstehen.» Recht hatte er. Wir suchen den Doppelpunkt, und dann ist es meist schon zu spät. Und warum? Wir lassen uns unterwegs von der Sucht zerfressen, die uns zu dumm nachschwäzenden Puppen werden lässt. Kaum schwadroniert uns einer vor, dass auf drei Korallenriffen in Westindien, den Cayman-Inseln, viel Geld zu verdie-

nen ist, und was geschieht? Wir beten zum grossen Moloch Mehr, er möge unser Geld in einer der 500 dort ansässigen Banken mehrern. Wirtschaftlichkeitsreserven nennen die einen die drei Billionen Dollar in den Steueroasen, Fluchtgelder die Ordnungspolitiker. Und im Grunde kann es uns gleich sein, wie man diese und andere herumvagabundierenden Milliarden etikettiert, es sind Gelder, die wir unserem Leben und Leben-Lassen entziehen. Wir verarmen durch das vermeintliche Vermehren.

Wir verarmen durch das vermeintliche Vermehren.

Das Milliardenkarussell ist ein virtuelles Gleichnis für einen Geizhals, der einen Verschwender zu sparsamer Lebensführung ermahnt. Und was sagt der Unbelehrbare, der an die 40 000 Kinder denkt, die Tag für Tag sterben, weil Billionen in falschen Bahnen zirkulieren? «Ich werde wie sie leben, wenn ich nichts mehr habe. Bis dahin – Gott empfohlen.» In seinem Stück «Dantons Tod» lässt Büchner exklamieren: «Unser Leben ist der Mord durch Arbeit. Wir hängen 60 Jahre am Strick und zappeln.» Es wird weiter gezappelt im Namen des Mehr. Allein die Vorstellung, Kapital nicht zu vermehren, was uns sowieso nicht bleibt, ist zu verwegen, um als Lebensweg ernstgenommen zu werden.

Gut, das Leben ist eine dreckige Sache, wie Anatole France mit noch gemässigtem Ingrimm feststellt, und ist es ohne Mehr-Wert überhaupt erträglich? Kämpfer sein heisst das Leben, sprach der Römer Seneca, aber nur für die Vermehrung kämpfen? Die zum Informationsvehikel reduzierte Sprache hat uns so verarmt, dass wir als beutemachende Kämpfer und Jäger nach dem Grösseren, Schnelleren kaum noch imstande sind, miteinander zu reden, ohne das Schäppchen im Munde zu führen. Zugegeben: Wo Geld ist, da ist der Teufel nicht fern; wir fühlen uns gar nicht so unwohl in seiner Nähe, und wir haben auch erfahren müssen, dass er zehnmal mit von der Partie zu sein scheint, wo Geld fehlt. Und warum meinen wir ihn im Umfeld leerer Kassen zu spüren? Weil schon die Vorstellung, dass weniger mehr ist, als Teufelszeug verdammt wird. Vor Jahren, als ich, einem Hai gleich, Londons Strassen durchpflegte, nahm mich einmal ein bekannter Bankier beiseite.

«Kommen Sie», schug er vor, «essen wir zusammen in meinem Club.» Ich dachte, dass er mir was weiss ich für wichtige Leute vorstellen würde – aber nein. Er führte mich zu einem Fenster und fragte: «Was sehen Sie?» Etwas verwirrt stammelte ich: «Trees, houses.» – «Korrekt», sagte er. Dann führte er mich zu einem Spiegel. «Und was sehen Sie jetzt?» – «Me.» – «Sehen Sie», sagte er weise lächelnd, «es ist dasselbe Glas wie drüber am Fenster. Kommt ein wenig Silber dazu, sieht man nur sich selbst.» Nach einem vorzüglichen Roastbeef wagte ich vorsichtig die Bemerkung: «Sir Alan, Sie haben eine Menge Geld gemacht und können es sich leisten, den weisen Mann herauszukehren.» – «Ja», sagte er keinesfalls beleidigt, «aber sobald ich in den Spiegel schaue, weiss ich, dass ich es bin und dass ich viel dazulernen könnte. Mit blossem Geldverdienen tut man's nicht.»

Wir sind zu Schluckspechten geworden, die – gefrässig nach mehr und mehr – das Leben verpassen.

Was meinte der kluge Basler Anlageberater wirklich? Meinte er, man solle das Leben rechtzeitig auskosten und nicht nur als eine Vermehrung des Klingelbeutels betrachten? Meinte er, man solle das Leben so geniessen, als wäre morgen der letzte Tag? Was für eine verblüffende Erkenntnis eines Schweizer Bankmannes! Ein solcher Mann legt ein jedes Wort auf die Goldwaage. Warum zum Kukuck ist uns der frohe Lebenssinn im ausgehenden Jahrtausend zwischen Kalkül und Komödie verlorengegangen? Nach dem Weltkrieg kam ein Buch mit dem Titel «Hunde, wollt Ihr ewig leben?» zu Bestsellerehren. Warum um alle Welt rüttelt uns nicht eines wach mit dem Titel «Hunde, wollt Ihr ewig mehr?» Wir sind zu Schluckspechten geworden, die – gefrässig nach mehr und mehr – das Leben verpassen. Ein jeder glaubt, wie ein deutscher Arbeitgeberpräsident, Glück finde man nur in der Karibik und noch mehr auf Segelschiffen und bei schönen Frauen. Es ist das alte Lied: mehr Schein als Sein. Wozu lebt man, fragt Stefan Zweig, wenn der Wind hinter unserem Schuh schon die letzte Spur von uns wegträgt? ■ Frank Feldman